

## Die EKHN Grundartikelerweiterung und unser Verhältnis zum Judentum

Pfr. Friedhelm Pieper

Vortrag vor der Synode Frankfurt am Main, 30. November 2016

(Anrede) Herzlichen Dank für die freundliche Einladung, Ihnen über das Thema „Die EKHN-Grundartikelerweiterung und unser Verhältnis zum Judentum“ vorzutragen.

Frau von Schenk hat mich - in Anbetracht der Ihrer sehr vollen Tagesordnung heute - gebeten, diesen Vortrag auf 20 Minuten zu begrenzen. Das ist ja ein für einen Pfarrer sehr bekanntes Zeitmaß! So wie eine alte ungeschriebene Regel in der Kirche sagt: „Ein Pfarrer kann über alles predigen – nur nicht über 20 Minuten“. Also gut – ich will nun versuchen, dem Wunsch zu entsprechen - und innerhalb von 20 Minuten einiges Wichtiges über den Hintergrund und die Konsequenzen der EKHN-Grundartikelerweiterung mit Ihnen zu teilen.

### 1. Die Grundartikelerweiterung

Letzten Freitag haben wir in der EKHN-Kirchensynode hier in diesem Raum in einer Feierstunde der Grundartikelerweiterung vor 25 Jahren gedacht, in Anwesenheit des hessischen Kultusministers, Prof. Alexander Lorz. Damals also – vor 25 Jahren - hat die EKHN-Synode den Grundartikel der Kirchenordnung um zwei kleine Sätze erweitert. Zwei Sätze, die es in sich haben. Sie lauten. **„Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bezeugt (die Ev. Kirche in Hessen und Nassau – „sie“) neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis ein“.**

In meinem Vortrag will ich nun diesen beiden kurzen Sätzen, die es in sich haben, nachgehen. Und ich will danach fragen, welche Bedeutung sie für unser Verhältnis zum Judentum haben.

Mit den beiden Sätzen der Grundartikelerweiterung reiht sich die EKHN ein in eine weltweite Bewegung einer Umkehr in den Kirchen, einer Umkehr hin zu einer neuen Sicht des Judentums, hin zu neuen Beziehungen zum Judentum.

### 2. Ein doppeltes Erschrecken

Nach 1945 kam es in den Kirchen - langsam zwar, aber stetig – zu einem doppelten Erschrecken: Zum einem zu einem fassungslosen Realisieren des beispiellosen Menschheitsverbrechens der deutschen NS-Diktatur und ihrer willigen Helfer an dem europäischen Judentum. Zum zweiten kam es zu einem erschütterten Realisieren der eigenen Verflochtenheit hinein in dieses monströse Menschheitsverbrechen. Eine Schuldverstrickung durch eine Wegbereitung des modernen Antisemitismus durch die Jahrtausende lange antijüdische Tradition der Kirche, verbreitet und weitergegeben durch kirchliche Lehre und Verkündigung. Der Holocaust-Überlebende Jules Isaac hat diese kirchliche Tradition des Antijudaismus als eine „Lehre der Verachtung“ beschrieben.

Im März 2012 bin ich als Leiter einer kleinen Delegation nach Minsk in Weißrussland gereist. Mitglieder der Delegation waren Ihre Prodekanin Dr. Ursula Schoen, als Vertreterin der Ev. Kirche in Frankfurt - und Dr. Michael Fleiter vom Institut für Stadtgeschichte als Vertreter der Stadt Frankfurt. Wir haben damals in Minsk im Bereich des ehemaligen jüdischen Ghettos einen Gedenkstein für die im November 1941 zwangsdeportierten Frankfurter Juden in einer

öffentlichen Gedenkfeier eingeweiht. - Sie sollen jedenfalls nicht vergessen werden, die über eintausend jüdischen Opfer, die am frühen Morgen des 12. November 1941 vom Bahnhof Frankfurt-Ost nach Minsk zwangsdeportiert und dort umgebracht wurden. -

Mit den ersten Worten „Aus Blindheit und Schuld“ verweist die Erweiterung des Grundartikels auf die Schuldverflochtenheit der Kirche in die Verfolgungen und in die Vernichtungsanstrengungen gegen das Judentum hier bei uns in Europa.

„Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen“ - Aus dem doppelten Erschrecken nach 1945 erwuchs eine Umkehrbewegung in den Kirchen. Bereits 1947 tagte in dem malerisch über dem Vierwaldstätter-See in der Schweiz gelegenen Seelisberg eine internationale Dringlichkeitskonferenz zum Antisemitismus. In Beratungen auch mit dem Holocaust-Überlebenden Jules Isaac wurden damals 10 Punkte formuliert, die einen entscheidenden Anstoß zu einer neuen Sicht des Judentums innerhalb der Kirchen in Gang setzten. Die Seelisberger Konferenz forderte die Kirchen auf, die antijüdische Tradition zu überwinden, wonach „das biblische und nachbiblische Judentum herabgesetzt wird, um dadurch das Christentum zu erhöhen“.

Dieser Impuls wird 1950 bei der EKD-Synode in Berlin-Weißensee aufgenommen: »Wir glauben, daß Gottes Verheißung über dem von ihm erwählten Volk Israel auch nach der Kreuzigung Jesu Christi in Kraft geblieben ist«. Damit ist dann auch das Stichwort benannt, das in der EKHN-Grundartikelerweiterung eine zentrale Rolle spielt: die Erwählung des Volkes Israel.

### 3. Erwählung und Bund

„Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bezeugt (die Ev. Kirche in Hessen und Nassau – „sie“) neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen“.

Wir haben jetzt hier nicht die Zeit, den Einzelheiten der biblischen Konzepte von der Erwählung und vom Bund zwischen Gott und dem Volk Israel nachzugehen. Aber im Kern geht es hier darum anzuerkennen, dass das Judentum ein eigenständiges Verhältnis zu Gott hat. Erwählung und Bund verweisen auf ein eigenständiges Verhältnis des Judentums zu Gott - ein Verhältnis, das nicht in der Person Jesus Christus begründet ist. Eine eigenständige Gottesbeziehung, die von Seiten der Kirchen anzuerkennen und respektieren ist.

Es gibt ja innerhalb der EKHN einen Ort, in dem diese These vom ungekündigten Bund eine besonders eindrückliche Verortung gefunden hat: der jüdische Friedhof der Stadt Worms.

Im Jahr 1933 führte der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber ein Gespräch mit dem in Frankfurt geborenen protestantischen Theologen Karl Ludwig Schmidt. Darin sagte Buber u.a.: "Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, ..; und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber. Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder .... Ich umwandle schauend den Dom mit einer vollkommenen Freude. Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. Der besteht aus schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke von diesem Friedhofgewirr zu der herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf. Da unten hat man nicht ein Quentchen Gestalt; man hat nur die Steine und die Asche .... .. Ich habe da gestanden, war verbunden mit der Asche und quer durch sie mit den Urvätern. Das

ist Erinnerung an das Geschehen mit Gott, die allen Juden gegeben ist. Davon kann mich die Vollkommenheit des christlichen Gottesraums nicht abbringen, nichts kann mich abbringen von der Gotteszeit Israels. Ich habe da gestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren: all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein; aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine. Aber gekündigt ist mir nicht. Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist. Aber gekündigt ist uns nicht worden."

„... gekündigt ist uns nicht worden“. Die These von der bleibenden Erwählung im erweiterten EKHN-Grundartikel ist wie eine späte Anerkennung der Buberschen Beschreibung der im Bund begründeten jüdischen Existenz. Mit der These wird eine Spur aufgenommen, die sich bereits im Römerbrief des Apostels Paulus findet, eine Spur die aber eben in der EKHN wie in vielen anderen Kirchen nach 1945 erst neu entdeckt wurde. Mit der These der ungekündigten Erwählung sagt die Kirche, dass es um mehr geht, als nur eine Anerkennung des Judentums als eine zu respektierende und zu tolerierende Glaubensgemeinschaft. Mit den zwei Sätzen des erweiterten Grundartikels sprechen wir eine theologische Anerkennung des jüdischen Glaubens an Gott aus. Wir sagen damit, dass das Judentum in seiner Eigenständigkeit kein Zufall und kein Unfall ist, sondern gottgewollt. Wir sagen damit, dass wir die Kirche von Anfang an als neben die jüdische Gemeinschaft gestellt sehen. Die Kirche und das jüdische Volk: zwei Zeugen Gottes in dieser Welt. Wir verwerfen damit, die alte christliche Lehre von der Enterbung des Volkes Israels. Wir verwerfen die alte christliche Lehre, dass die Kirche an die Stelle des Volkes Israels getreten sei.

Diese theologische Anerkennung der eigenständigen jüdischen Gottesbeziehung ist heute Konsens in den Landeskirchen der EKD. Diese theologische Anerkennung des jüdischen Glaubens hat als logische Konsequenz die Ablehnung der Judenmission. Die theologische Anerkennung der eigenständigen jüdischen Gottesbeziehung macht Mission an Juden überflüssig. Das hat jetzt am 9. November die Synode der EKD noch einmal ausdrücklich festgestellt. Ich zitiere aus der synodalen „Erklärung zu Christen und Juden als Zeugen der Treue Gottes“: „Christen sind – ungeachtet ihrer Sendung in die Welt – nicht berufen, Israel den Weg zu Gott und seinem Heil zu weisen. Alle Bemühungen, Juden zum Religionswechsel zu bewegen, widersprechen dem Bekenntnis zur Treue Gottes und der Erwählung Israels“.

Der Präsident des Zentralrates der Juden, Josef Schuster, hat die EKD-Synodalerklärung als „klares Zeichen gegen die christliche Missionierung von Juden“ wahrgenommen und begrüßt. Er erklärte: „Diese eindeutige Abkehr von der Judenmission bedeutet der jüdischen Gemeinschaft sehr viel“. In ihr käme auch zum Ausdruck, wie sehr Judentum und evangelische Kirche inzwischen freundschaftlich verbunden seien.

#### 4. Zweiter Satz: Bekenntnis zu JC schließt dies Zeugnis mit ein

Der zweite Satz der Grundartikelerweiterung lautet. „Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis ein“. – Also: Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis von der bleibenden Erwählung und dem göttlichen Bund mit dem Volk Israel ein.

Auf dem Studientag der EKHN-Synode im letzten September hat Professorin Magdalene Frettlöh über diesen zweiten Satz gesagt, dass er die Einsicht enthalte, „dass es ein Christusbekenntnis abgesehen von der Bezeugung der bleibenden Erwählung Israels nicht

geben kann“. Hier wird das Bekenntnis zu Jesus Christus, die Basis der Kirche und des christlichen Glaubens, in einen grundsätzlichen Zusammenhang mit der Erwählung des Judentums gestellt. Die Kirche steht nicht für sich allein. Sie ist – wie Magdalene Frettlöh ausführte – mit-erwählt mit dem jüdischen Volk. Die Kirche mit-gesegnet mit dem Segen Abrahams, sie ist Mit-bewohnerin des Hauses Gottes, befindet sich in einer Wohn-Gemeinschaft mit dem Judentum. Das sind Bilder, die übrigens Martin Buber bereits vor über 80 Jahren entwarf und zur Beschreibung des Verhältnisses von Christen und Juden fruchtbar machte.

#### 5. Jüdische Reaktionen auf christliche Umkehrbewegungen

Zu Beginn hatte ich gesagt, dass die EKHN mit der Grundartikelerweiterung teilnimmt an einer weltweiten Umkehrbewegung der Kirchen hin zu einem neuen Verhältnis zum Judentum. Nun ist es erstaunlich und - nach allem Leiden, das Juden von christlicher Seite zugefügt wurde – auch sehr bewegend, wie sich jetzt die jüdischen Stimmen mehren, die sich für ein neues Verhältnis des Judentums zum Christentum einsetzen. So veröffentlichte eine Gruppe amerikanisch-jüdischer Gelehrter im Jahre 2000 eine jüdische Stellungnahme zu Christen und Christentum mit dem Titel „Dabru Emet“ (Redet Wahrheit): Sie beginnt mit den Worten:

„In den vergangenen Jahren hat sich ein dramatischer und beispielloser Wandel in den christlich-jüdischen Beziehungen vollzogen. Während des fast zwei Jahrtausende andauernden jüdischen Exils haben Christen das Judentum zumeist als eine gescheiterte Religion oder bestenfalls als eine Vorläuferreligion charakterisiert, .... In den Jahrzehnten nach dem Holocaust hat sich die Christenheit jedoch dramatisch verändert. Eine wachsende Zahl kirchlicher Gremien, unter ihnen sowohl römisch-katholische als auch protestantische, haben in öffentlichen Stellungnahmen ihre Reue über die christliche Mißhandlung von Juden und Judentum ausgedrückt. Diese Stellungnahmen haben zudem erklärt, daß christliche Lehre und Predigt reformiert werden können und müssen, um den unverändert gültigen Bund Gottes mit dem jüdischen Volk anzuerkennen und den Beitrag des Judentums zur Weltkultur und zum christlichen Glauben selbst zu würdigen. ... -- Wir sind davon überzeugt, daß diese Veränderungen eine wohl bedachte jüdische Antwort verdienen...“

Und jetzt vor einem Jahr, im Dezember 2015, erschien eine Erklärung orthodoxer Rabbiner mit dem Titel: „Den Willen unseres Vaters im Himmel tun: Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen“. – Sie beginnt mit den Worten: „Nach fast zwei Jahrtausenden der Feindseligkeit und Entfremdung erkennen wir, orthodoxe Rabbiner, Leiter von Gemeinden, Institutionen und Seminaren in Israel, den Vereinigten Staaten und Europa, die sich uns anbietende historische Gelegenheit: Wir möchten den Willen unseres Vaters im Himmel tun, indem wir die uns angebotene Hand unserer christlichen Brüder und Schwestern ergreifen. Juden und Christen müssen als Partner zusammenarbeiten, um den moralischen Herausforderungen unserer Zeit zu begegnen.“ Diese Erklärung ist höchst bemerkenswert, bemüht sie sich doch um nichts Geringeres als darum, aus der jüdischen Tradition diejenigen Stimmen zusammenzutragen, die eine theologische Anerkennung des Christentums aus jüdischer Sicht ermöglichen. Rabbiner Jehoschua Ahrens aus Düsseldorf, einer der Mitautoren dieser jüdisch orthodoxen Stellungnahme, erklärte letzte Woche bei

einem Fachgespräch, zu dem ich letzte Woche in das Zentrum Oekumene hier in Frankfurt eingeladen hatte: „Das Christentum ist weder ein Zufall, noch ein Unfall, sondern gottgewollt.“

Wir leben in einer besonderen Zeit, es verändert sich etwas. Ich finde es wichtig, dass wir dies wahrnehmen. Es mögen kleine Schritte sein, die wir auch leicht übersehen können. Sie mögen sich vielleicht auch noch wenig oder kaum mit unserem Alltag verbinden. Aber es geschieht. Ein Anfang für ein neues Verhältnis zwischen Christen und Juden ist gemacht. Diese – nach allem, was geschehen ist – sehr bewegende Veränderung in den jüdisch-christlichen Beziehungen ist ein Hoffnungszeichen in unserer Zeit. -- Natürlich können wir dies nicht idealisieren. Natürlich können wir nicht verdrängen, dass dieses neue dialogische Verhältnis noch längst nicht in allen Kirchengemeinden und Synagogengemeinden angekommen ist. Aber ein Anfang ist gemacht. Und dieser Anfang wartet in den Kirchen auf Weiterarbeit, auf Vertiefung in kirchlich praktischer Arbeit und in theologischer Forschung und Lehre. - Auch Frankfurt am Main -

## 6. Frankfurt am Main

Wie die Möglichkeiten und Grenzen christlich-jüdischer Beziehungen in Frankfurt aussehen, wissen Sie besser als ich. Aber vielleicht kann ich dennoch aus meiner Perspektive zum Schluss ein paar Gedanken dazu äußern. - Sie haben hier in Frankfurt eine der bedeutendsten jüdischen Gemeinden in Deutschland. Die jüdische Gemeinde hat eine Beauftragte für den Dialog mit anderen Religionen, Frau Esther Ellrodt-Freiman. Sie können den Kontakt zu ihr über Ihre Dekanatspfarrerin für Interreligiösen Dialog, Susanna Faust Kallenberg, erhalten. Frau Faust-Kallenberg kann Ihnen auch weitere Partnerinnen und Partner für die christlich-jüdische Begegnung hier in Frankfurt und im Umfeld nennen.

Dabei haben wir von christlicher Seite auch zu beachten, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland in ganz hohem Maße herausgefordert sind, die aus dem postsowjetischen Raum zugezogenen neuen Mitglieder zu integrieren und ihnen die Herausbildung einer jüdischen Identität zu ermöglichen. In dieser Situation steht der jüdisch-christliche Dialog nicht gerade auf oben auf der Agenda jüdischer Gemeinden bei uns.

Wir haben von christlicher Seite auch zu beachten, dass, nach allem was geschehen ist, die jüdische Seite ausreichend Grund zu Skepsis und zur Zurückhaltung hat. Wird die neue Sicht des Judentums innerhalb der Kirchen wirklich überall rezipiert und geteilt? Wie lange noch verweigern sich die auch weiterhin judenmissionarisch aktiven Gruppen im deutschen Protestantismus der neuen Einsicht in das christlich-jüdische Verhältnis? Hier sind weiterhin noch innerchristliche Hausaufgaben zu machen.

Die ungelösten Fragen des Nahost-Konflikts belasten vor allem die Menschen in der Region dort: Israelis und Palästinenser. Sie haben auch belastende Auswirkungen auf das christlich-jüdische und das weitere interreligiöse Verhältnis hier. Sie haben das in Frankfurt in den letzten Jahren mehrfach erlebt. In einer Zeit, in der die christlich-jüdischen Beziehungen erst einen Anfang in der Erneuerung erleben, ist es eine besondere Herausforderung, sich auch den komplexen Fragen des Nahost-Konflikts zu stellen. Schnell kann es da zu Missverständnissen und zu Gesprächsabbrüchen kommen. Aber Israel und Palästina gehören zur Gegenwart jüdischen und christlichen Lebens - und darüber hinaus zur Gegenwart

interreligiöser Begegnungen. Wir haben zu lernen, uns gemeinsam diesen Herausforderungen zu stellen, in der Hoffnung, dass die guten Entwicklungen im christlich-jüdischen Dialog auch den Dialog über die ungelösten Fragen des Nahostkonflikts fördern mögen. Auch die hier in Frankfurt beheimatete und von der EKHN mitgeförderte Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung ist ein guter Berater für Analysen und Hintergründe des Nahostkonflikts und für mögliche Dialogprojekte. Als EKHN fördern wir insbesondere Projekte, die sich im Nahen Osten in der Friedens- und Menschenrechtsarbeit und im christlich-jüdischen Dialog engagieren. -- Wenn Sie Besuchsprojekte nach Israel und Palästina planen, haben Sie auch in Jerusalem die EKHN-Pfarrerin Gabriele Zander vor Ort. Sie wird Sie gern beraten und kann gute Gesprächspartnerinnen und -partner vermitteln.

Bei meinem Besuch in Chicago erläuterten mir Vertreter des dortigen Rates der Religionen ihr Modell eines „Roten Telefons“ der Religionsgemeinschaften. Immer, wenn es mal zu Angriffen oder brenzlichen Situationen vor den Gebetshäusern einer der Religionen kommt, werden mit dem „Roten Telefon“ sofort andere Religionsvertreter herbeigerufen, um gemeinsam Übergriffe oder anderes zu verhindern – und auch öffentlich die Solidarität der Religionen zu demonstrieren. Vielleicht eine Anregung auch für Frankfurt? --

## 7. Schluss

Lassen Sie mich zum Schluss noch darauf verweisen, dass am 5. März 2017 hier in Frankfurt in der Paulskirche die Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit“ stattfinden wird mit einem Rahmenprogramm zu christlich-jüdischen Themen, das Veranstaltungen von Januar bis zum Sommer aufweist. Die Martin-Buber-Professur an der Goethe-Universität, der EAKHN Arbeitskreis „ImDialog“, Frau Pfarrerin Faust-Kallenberg und die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit hier in Frankfurt sind dabei beteiligt. Von den Angeboten des Zentrums Oekumene zu dem Programm habe ich hier einige Hinweise für Sie dabei. Ich würde mich freuen, Sie bei der einen und/oder der anderen Veranstaltung wieder zu treffen. – Und ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.